

Der Tod und mein Musiklehrer. von Clara Christ

Vor fünf Wochen starb mein Musiklehrer. Er starb an Krebs.

Bauchspeicheldrüsenkrebs, Metastasen in der Leber.

„So schnell kann es gehen“, sagen die Erwachsenen, ihre Gesichter verzerrt vom Bedauern, die ihn eigentlich doch gar nicht kannten. „Furchtbar, sowas. Furchtbar.“ Ist es auch. Es ist furchtbar, weil er noch so jung war. (Sagen sie.) Geradema! Achtundfünfzig. Ist das so?

Ich habe meinem Vater von seinem Tod erzählt. Er hat mitleidig den Kopf geschüttelt und geseufzt: „Ja ja, Bauchspeicheldrüsenkrebs, die Diagnose ist von vornerein ein Todesurteil. Und so früh...“ Ich habe stumm genickt. Später habe ich mich gefragt: Was wäre, wenn er Neunundfünfzig gewesen wäre? Ich glaube, sein Geburtstag wäre im Herbst gewesen, nur ein halbes Jahr nach seiner Beisetzung. Wenn er den noch erlebt hätte? Vielleicht wäre es dann schon weniger tragisch gewesen, zu sterben. Und vielleicht hat es ein Achtzigjähriger noch leichter? Ab wann sagt man „Er hatte ein gutes Leben.“ und nicht mehr „Er war noch so jung.“?

Der Tod ist bestimmt eine Beamtin. Sie hat sich die lockigen Haare pragmatisch kurz geschnitten, trägt kunterbunte Ohrringe und ist immer im Stress. Vermutlich war sie schon einmal auf Kur an der Nordsee, weil sie einen Burnout hatte. Den ganzen Tag verteilt sie Genehmigungen. An ältere Damen und Herren, die auf Parkbänken sitzen und warten. Anfangs lächeln sie ihr jeden Tag, wenn sie ihre Runden auf einem schillernden Einrad dreht, freundlich zu. Irgendwann später, da kommt der Punkt, an dem sie ihr zu nicken. Sie hält inne, der Wartende erhebt sich und sie greifen sich an den Händen. Liebevoll wird die Fahrkarte ins Jenseits überreicht. Solche Menschen sterben friedlich, der Tod lässt sie gütig gehen. Doch einige sterben, noch ehe sie sich überhaupt mit ihr bekannt gemacht haben. Das Leben schubst sie brutal vor das Einrad der Beamtin. Mein Musiklehrer war einer dieser wenigen. Er hatte mit Sicherheit keine Genehmigung, keine Fahrkarte, gar nichts. Er war dann einfach weg.

Mein Musiklehrer hatte gerade mal einen Monat. Zweiundvierzig Tage von der Diagnose bis zu dem Augenblick, in dem sein Herz aufhörte zu schlagen und die Uhr aufhörte zu ticken und die Wellen aufhörten zu rauschen. Manchmal denke ich nach, was seine letzten Worte gewesen sind. In meinem Kopf entsteht eine todtraurige romantische Szene. „Ich weiß, ich muss gehen. Aber versprich mir eins: Versprich mir zu leben, nicht zu existieren. Und vergiss mich nicht.“ Wie in einem dieser herzerreißenden Kinofilme, die als „einzigartig rohes, zerbrechliches und wunderschönes cinematisches Meisterwerk“ angepriesen werden. In der letzten Szene verabschieden sich die bemitleidenswerten Hauptfiguren in einem Krankenhaus voneinander. Schnitt zum Epilog, in dem der überlebende Witwer zu dem einsamen Ferienhaus zurückkehrt, das ihn für immer mit seiner Geliebten verbindet. Ein ruhiges Lächeln, Ende.

Die Wahrheit ist, seine letzten Tage verbrachte mein Musiklehrer auf der Palliativstation, unfähig, sich zu verständigen, vollgepumpt mit Morphinum und neben sich seine ermüdete Frau. Daran ist nichts romantisch. Ich schäme mich für meine Vorstellungen. Wahr ist außerdem: Er hatte nicht einmal die Chance, sich von uns, Nebenfiguren in seinem Leben, zu verabschieden. Als ich ihn das letzte Mal sah, teilte er Chornoten für das bevorstehende Probenwochenende aus. Er wollte es auf keinen Fall ausfallenlassen, auch wenn ihm, wie er erzählte, nicht wohl sei und er davor noch zum Arzt gehen würde. Eine meiner Freundinnen meinte nach der Begegnung sofort, seine Haut sei gelbstichig gewesen, mir war es nicht aufgefallen. Nur wenige Stunden danach sollte er die Diagnose erhalten. Ich ging zur nächsten Unterrichtsstunde; er verließ uns für immer.

Natürlich sprach es sich rum. Gerüchte erzählen, er sei nach seinem Arztbesuch sofort ins Krankenhaus gefahren und hätte es in seiner verbleibenden Zeit nicht mehr verlassen. Der Krebs sei so fortgeschritten gewesen, dass man gar nicht erst etwas versuchte. Was muss das für ein Gefühl sein zu wissen, dass man stirbt? Was will man noch tun. Arbeitet man dann noch schnell eine dieser Bucket Lists ab, die man mit Dreizehn heimlich hinten in sein Matheheft geschrieben hat? Auf denen dann Dinge wie „Bungee Jumping“ oder „eine Weltreise machen“ drauf stehen? Ich werde nie wissen, was auf der Liste meines Musiklehrers gestanden hätte. Es spielt auch gar keine Rolle. Er hätte so oder so keine Zeit mehr dafür gehabt, irgendetwas abzuhaken. Auf eine solche Art zu sterben, ohne Vorwarnung, das ist doch das Schicksal einer Wespe in einem Wasserglas. Keine Chance. Es ist ein Spiel gegen die Zeit, gegen die Erschöpfung. Ein Spiel, aber kein spaßiges.

Was würde ich tun, wenn Gott oder wer auch immer mir sagen würde, ich sterbe. Jetzt geh und mach etwas mit dem Rest! Würde ich jemals einen Punkt erreichen, an dem ich sagen könnte, nun bin ich zufrieden? Ich bin bereit zu sterben. Ich habe abgeschlossen. Wie soll das gehen? Die Welt ist zu weit, um jemals alles gesehen, alles geschmeckt, gefühlt, gehört und gerochen zu haben. Da sind noch fünf Kontinente, die ich nicht erlebt habe. Mindestens drei Romane in mir, die ich noch nicht geschrieben habe. Acht Millionen Lippen, die ich noch nie geküsst habe.

Wenn ich ehrlich bin, ist es genauso. Ich sterbe. Wir sterben. Irgendwann. Einige früher, andere später. Und ich weiß das. Trotzdem erlaube ich mir, Tage um Tage zu verschwenden, monatelang nicht zu reisen, nicht zu schreiben und nicht zu lieben. Ich drehe mich im Kreis wie der Schatten meines vierjährigen Ichs auf dem Kinderkarussell. Wie das kleine Mädchen, dass nach jeder Runde, wenn es wieder am selben Punkt vorbeifuhr, seinen Eltern zuwinkte und fröhlich lächelte. Und das ist unproblematisch, bis der vierjährige Schatten nur ein ganz klein wenig älter wird und merkt, dass es – dass alles – immer das gleiche ist. Warum muss mein Musiklehrer sterben, damit ich begreife, dass das Leben einen Wert hat? Und jeder einzelne Tag so fragil wie ein Tautropfen ist, den man auffangen und bewundern muss, bevor er von der Spitze des Grashalmes fällt und in tausende Scherben zerbricht.

Praktisch gesehen war mein Musiklehrer nicht alt. Er war jemand, der das Leben geschätzt hat. Einige graue Haare hatte er schon, aber er machte noch Witze, liebte seine Arbeit und wollte alles von uns Jugendlichen wissen. Ich glaube nicht, dass er das erlebte, was für mich älter werden ist: die wachsende Akzeptanz, dass die „guten Jahre“ vorbei sind. Wenn ich ans Alter denke, sehe ich Leute vor mir, die das Überbleibsel ihrer Geschichte sind. Deren Persönlichkeit nur noch auf verblichenen Fotos, in verwaschenen Tagebuchseiten und leeren Marmeladengläsern gefangen ist.

Mein Musiklehrer war eher jemand, der auch in fünf Jahren noch jeden Sommer zum Campen nach Schweden gefahren wäre, nicht jemand, der sich zurücklehnte. Niemand, der sich auf den für Alte, Kranke und Schwangere reservierten Platz im Bus gesetzt hätte. Das ist selten hier.

Ich bin umgeben von alten Menschen und wollte immer fort. Meine Heimatstadt riecht nach grauer Einsamkeit, pudriger Haut, Hustenbonbons und staubigen Spitzengardinen. Nur selten sehen die Großmütter mit ihren Rollatoren, die Seniorenheimbewohner, die mich mit schlammigen Augen beäugen, wenn ich in Jeans an ihnen vorbei stolziere, und die krächzenden Rentner im Drogeriemarkt vor mir in der Schlange, *glücklich* aus. Da wo ich wohne, sind sie überall und zugleich unsichtbar. Ein Meer aus gesenkten weißen Köpfen ignoriere ich gekonnt, wenn ich durch die Fußgängerzone gehe. Ich bin höflich und fühle mich doch immer verurteilt.

Weil ich jünger bin und sehe, wie sie still und heimlich die arrogante Jugend verwünschen. Kein Wunder, dass niemand hierbleiben will.

Wir streben nach Unistädten, Clubs und Backpacking durch den Amazonas, wo wir keine Rücksicht auf Nachtruhe oder gebrechliche Knochen nehmen müssen.

Wenn ich ein guter Mensch wäre, dann würde ich auf all die alten Leute zugehen. Dann würde ich in jedem von ihnen ein Stück meines Musiklehrers sehen, einen Funken Hoffnung und ein Samen Leben, der aufbrechen und wachsen kann. Bis die ältere Dame, die im Haus nebenan wohnt, wieder Lust bekommt, sich ihr Kajak zu schnappen und Paddeln zu gehen. Bis sich der grauhaarige Herr an der Supermarktkasse umdreht, sein Tiefkühlgericht zurücklegt und sich kurzerhand bei einem Kochkurs anmeldet. Bis die Seniorenheimbewohner mir ihre Geschichten erzählen und beginnen, neue zu schreiben. Das ist etwas, was wir alle wahrscheinlich bewirken könnten. Wenn wir Energie hätten. Aber sogar Tod hat Burnout.

Rückblickend ist die Lebensfreude meines Musiklehrers noch beeindruckender. Ich hoffe, dass ich irgendwann mit der gleichen Einstellung älter werde, wie er. Und älter werde *als* er.

Vor fünf Wochen starb mein Musiklehrer. Es ist furchtbar, weil er noch so jung war. Aber vor allem, weil wir trotzdem einfach so weitermachen.